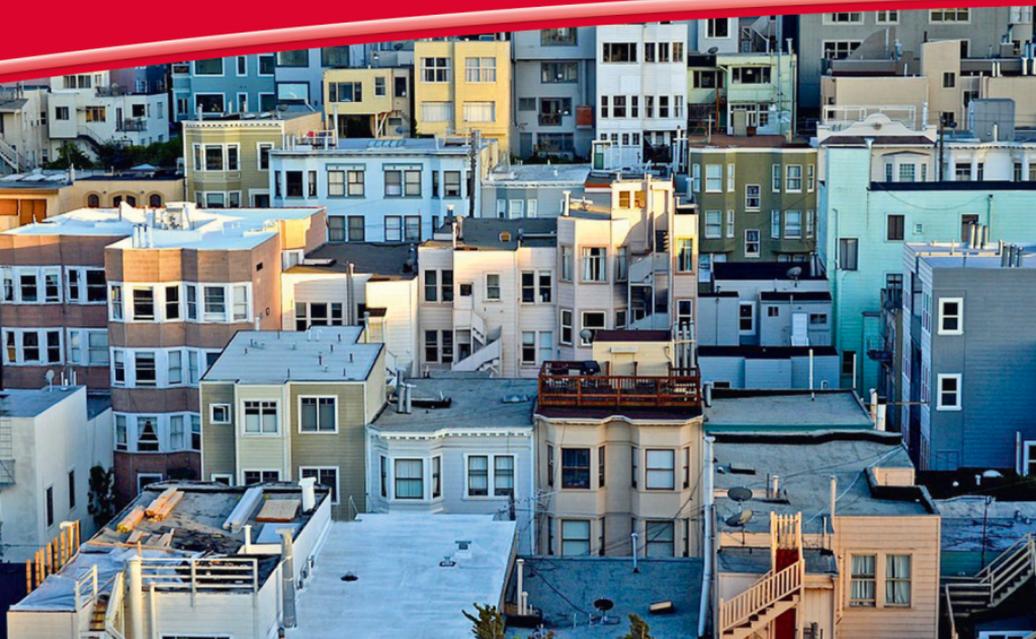


utb.

Christian Spatscheck
Karin Wolf-Ostermann

Sozialraum- analysen



Es gibt eine lange Tradition der Analyse sozialer Nahräume. Jane Addams (1860-1935) dachte und agierte als Pionierin der stadtteilorientierten Sozialen Arbeit innerhalb der räumlichen Dimensionen ihres Settlements in Chicago (Engelke/Borrmann/Spatscheck 2014, 189-205). Dabei pflegte sie inhaltliche Verbindungen zur sozialräumlich orientierten „Chicagoer Schule der Soziologie“ und deren Hauptprotagonisten Robert E. Park und William I. Thomas (Löw/Steets/Stoetzer 2008, 51). In späteren sozialwissenschaftlichen Debatten tauchen zwei prägende Modelle über Sozialräume auf: Das Modell der ökologischen Zonen nach Urie Bronfenbrenner und Dieter Baacke sowie das „Inselmodell“ von Helga Zeiher.

Im Modell der ökologischen Zonen erklärte und beschrieb Dieter Baacke (1984, 85ff.; Deinet 1987, 26-36) die soziale Einbettung der kindlichen Entwicklung in lokale soziale Räume mit einer Bezugnahme auf das ökologische Entwicklungsmodell von Urie Bronfenbrenner (Bronfenbrenner 1979; Grundmann/Kunze 2008, 179). Baacke (1984, 84f.) erweiterte dieses Modell und beschreibt die folgenden Ebenen der sozialen Einbettung menschlicher Entwicklung:

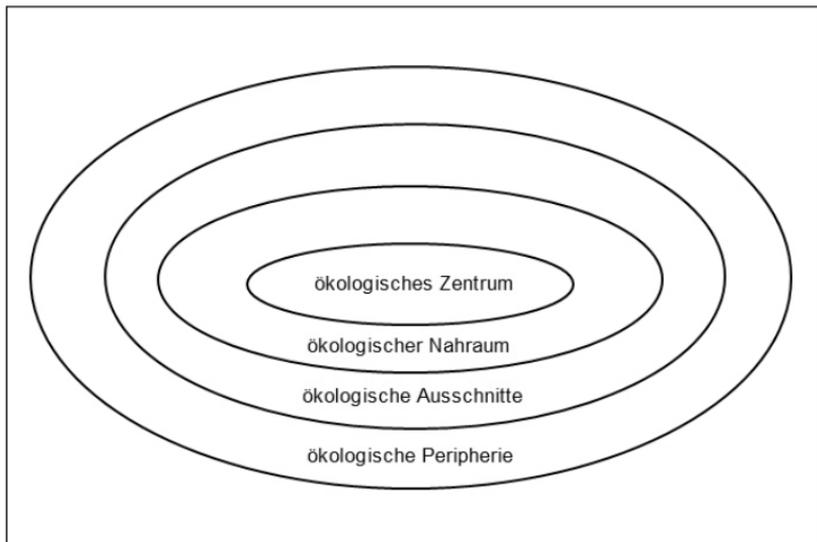


Abbildung 1: Das Modell der ökologischen Zonen nach Dieter Baacke (1984)

- Das „ökologische Zentrum“ repräsentiert die Familie und das Zuhause von Kindern als Ort, an dem junge Menschen die wichtigsten persönlichen Bezüge vorfinden und ihre meiste Zeit verbringen.
- Der „ökologische Nahraum“ repräsentiert die nähere Wohnumgebung, die es dem Kind ermöglicht, erste Beziehungen außerhalb der Familie in Nachbarschaft, Stadtteil oder einer dörflichen Umgebung zu knüpfen.
- Die „ökologischen Ausschnitte“ repräsentieren öffentliche Orte, wie Schulen, Spielplätze, Läden oder Schwimmbäder, die ein bestimmtes soziales Verhalten voraussetzen und dadurch die Entwicklung neuer Fähigkeiten beim Kind befördern.
- Die „ökologische Peripherie“ repräsentiert das Feld der Kontakte jenseits üblicher Routinen, etwa Reisen oder Kontakte in andere Räume, die außerhalb von Alltagsroutinen liegen und deshalb neue Fähigkeiten fordern.

Weiterführende Forschungen der 1980er Jahre zeigten jedoch, dass Baackes Konzept der sozialen Einbettung des Aufwachsens von Kindern in konzentrischen Kreisen nicht mehr länger aufrechterhalten werden konnte. Studien von Helga Zeiher (1983) bestätigten zwar Baackes Ideen über „ökologische Nahräume“. Jedoch zeigten sie auch, dass sich diese Nahräume nicht mehr länger als konzentrische räumliche Arrangements bestehen, sondern eher als voneinander getrennte Welten, die adäquater als „Inseln“ bezeichnet werden sollten (vgl. Abbildung 2).

Diese Inseln sind Teile von räumlichen Arrangements, die aber nicht mehr in ihrer Gänze erfahren werden. Kinder erfahren ihre „Wohninsel“ als Zentrum und reisen auf ihrem Weg zu Schulen, Freunden, Verwandten durch andere Sozialräume, die sie nicht als miteinander verbunden erleben (Zeiher 1983, 187). Die Aneignung neuer Inseln erfolgt durch die Ausbildung neuer Netzwerke. Durch die zunehmende Mobilität und Verfügbarkeit verschiedener Transportmittel sowie die Kommunikation über verschiedene Medien erleben Menschen diese Inseln als für sie zusammenhängend, obwohl diese nicht innerhalb von zusammenhängenden geografischen Räumen liegen.

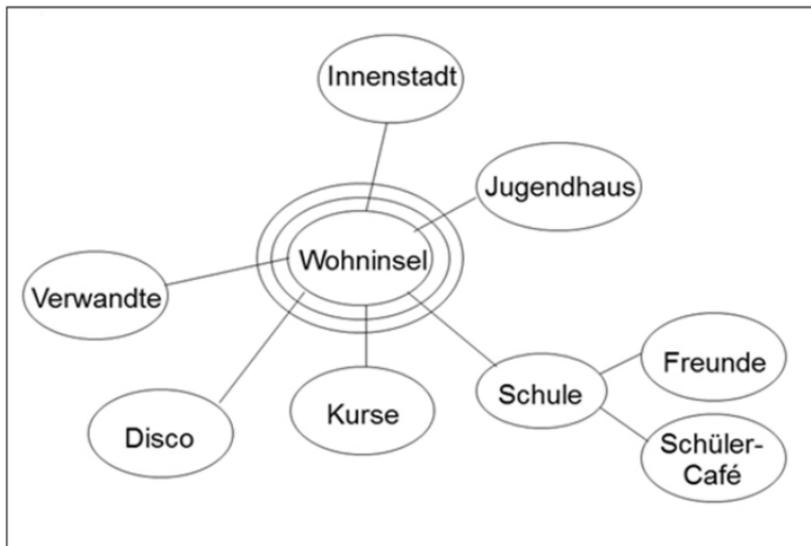


Abbildung 2: Das „Inselmodell“ von Helga Zeiher (1983)

Auf diesen beiden Modellen aufbauend, entstand eine neuere Theoriedebatte um soziale Räume seit den 1990er Jahren. Hauptbezugspunkt neuerer sozialräumlicher Analysen ist die Betonung der wechselseitigen Verbindung zwischen Menschen und ihrer sozialökologischen Umwelt (Löw 2001). Diese Verbindungen werden mit dem Konzept der Relationalität beschrieben: Räume werden nicht mehr länger als absolute und statische Ganzheiten betrachtet, genauso wenig können sie aber als rein relative Gebilde betrachtet werden (Kessl/Reutlinger 2007, 27). Vielmehr werden Räume als permanente Interaktion zwischen Individuen und ihren Umgebungen betrachtet. Hierbei kommen individuelle, familiäre, gruppenbezogene, organisationelle, regionale, nationale und transnationale Einflüsse zum Tragen. Soziale Räume werden als dynamische soziale Gewebe betrachtet, die aus sozialen und materiellen Praktiken gebildet werden und sich auf verschiedenen Ebenen der Interaktion kontinuierlich reproduzieren und weiterentwickeln.

Sozialräume bestehen somit immer aus einer Doppelstruktur, die sich in zwei unterschiedliche, aber dennoch zusammenhängende Ebenen aufteilen lässt (vgl. Deinet 2007, 113-120; Spatscheck 2009):

- Zum einen die materielle Struktur von Sozialräumen, abgebildet in der sozialstrukturellen und sozioökonomischen Situation, der Wohnsituation und Bebauungsstruktur, Familienstruktur, Bildungssituation, Häufigkeit der Nutzung von Angeboten von Ämtern, Identifizierung sozialer Brennpunkte, etc. Diese materiell-objektiven Rahmen- und Lebensbedingungen in Räumen können eher quantitativ und administrativ erfasst werden. Hier steht eine top-down Perspektive oder Verwaltungssicht im Vordergrund. Bei Sandermann/Urban (2007, 44) wird diese Perspektive auch als „sozialgeografisch-infrastrukturell ausgerichtete Ebene“ bezeichnet.
- Zum anderen die subjektive Perspektive der BewohnerInnen und AkteurInnen, die ihre Sozialräume als individuelle Aneignungsräume verstehen. Hier steht vor allem die persönliche und qualitative Dimension von Räumen im Vordergrund, diese wird anhand individueller Bedeutungs- und Handlungszusammenhänge deutlich, die auch mit dem Begriff der *Lebenswelt* rekonstruierbar werden (vgl. Deinet 2006; 2007; Deinet/Krisch 2006). Bei dieser Sicht stehen die handelnden Subjekte im Vordergrund, die ihre Lebenswelten aus der bottom-up Perspektive betrachten. Bei Sandermann/Urban (2007, 47) wird diese Perspektive auch als „aneignungstheoretisch-subjektorientierte Ebene“ bezeichnet.

Als Verschränkung dieser beiden Dimensionen wird im sozialräumlichen Paradigma eine interaktive Perspektive betont: Soziale Räume sind keine fertig vorgegebenen „Container“ sondern relationale Anordnungen von Lebewesen, sozialen Gütern und Strukturen an bestimmten Orten, die dynamisch und interaktiv veränderbar sind (vgl. Löw 2001, 271; 2006, 10ff; Kessl/Reutlinger 2007, 21). Im Prozess des „Spacing“ eignen sich Menschen die materiell vorgefundenen Orte an, gehen dabei untereinander Beziehungen ein und machen damit letztlich erst Orte zu Räumen mit ihrer eigenen Qualität (vgl. Deinet 2006, 59). In diesem Sinne können an einem Ort auch mehrere soziale Räume bestehen und auch wieder verschwinden. Dadurch sind Sozialräume immer auch Gesellschafts- und Handlungsräume (vgl. Kessl/Reutlinger 2007, 23).

Im Bereich der Pflege- und Gesundheitswissenschaften werden Sozialräume oder „Communities“ in Analogie zur Definition der WHO (1974, 7) als eine Gruppe von Menschen charakterisiert, „die durch geographische Grenzen und/oder gemeinsame Ziele und Inte-

ressen beschreibbar ist und deren Mitglieder sich kennen, miteinander kommunizieren, gemeinsame Werte, Normen und soziale Institutionen haben und schaffen“ (Caesar et al. 2000, 7). Diese Definition umfasst damit sowohl (Horstkötter/Trompeter/Dröge 2008):

- „geopolitische oder phänomenologische Grenzen: Hierunter sind Faktoren zu verstehen, die sich durch die Festlegung der ‚Community‘ auf einen bestimmten Raum und eine bestimmte Zeit ergeben, wie etwa bei der Beschreibung geografischer, administrativer oder politischer Grenzen. Auch Informationen über Bedürfnisse und Lebenslagen, welche die Mitglieder einer bestimmten ‚Community‘ von anderen unterscheiden, zählen dazu.
- die dort lebenden Menschen: Hierzu zählen etwa epidemiologische Daten (z. B. zu Bevölkerungsanzahl und -dichte), demografische Angaben (Alter, Geschlecht, Schulbildung, sozioökonomischer Status), Informationen über die Einbindung der Personen in formelle Systeme (Schulen, Kirchen, Parteien, Gesundheitswesen) und informelle Systeme (Nachbarschaft, Verein, Freundeskreis).
- Beziehungen der Menschen untereinander: Hierunter werden die sozialen Systeme und Normen verstanden, die ein gemeinsames Zusammenleben möglich machen (etwa Informationen über die Sozialisation und die soziale Kontrolle der Mitglieder, Daten zur Produktion, Aussagen zu Kommunikationsprozessen und Gestaltung von Veränderungen etc.).“

Einzelpersonen können damit gleichzeitig Mitglieder verschiedener sozialräumlicher „Communities“ sein.

Um der speziellen sozialräumlichen Dynamik gerecht zu werden, müssen Sozialraum- und Lebensweltanalysen so entwickelt werden, dass sie das interaktive und relationale Zusammenspiel von Individuen mit ihrer Sozialstruktur erfassen können. Das Konzept des sozialen Raums dient hierbei als anschaulicher Begriff und Metapher für eine Verortung der Prozesse. Die soziale Vernetzung von Menschen und deren gegenseitige Angewiesenheit werden hier unter räumlicher Perspektive neu gelesen und interpretiert. Dieser „spatial turn“ ist zurzeit in fast allen Sozial- und Kulturwissenschaften vorfindbar, Raumtheorien finden eine besondere Anerkennung in den verschiedenen Disziplinen (vgl. Dünne/Günzel 2006; Bachmann-Medick 2006, 284-328; Kessl et al. 2005). Mit der Betrachtung sozialer Räume als relationale